

**PEGGY RENGER-BERKA, Weibliche Diakonie im Königreich Sachsen.** Das Dresdner Diakonissenhaus 1844–1881 (Historisch-theologische Genderforschung, Bd. 7), Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2014. – 446 S., brosch. (ISBN: 978-3-374-03740-7, Preis: 48,00 €).

Die zu besprechende Arbeit wurde 2012 von der Philosophischen Fakultät der TU Dresden im Fach Evangelische Theologie als Dissertation angenommen und ist im Rahmen des an derselben Hochschule angesiedelten Sonderforschungsbereiches 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ entstanden. Diesen Entstehungshintergrund merkt man der Studie deutlich an, da sie dezidiert einen institutionengeschichtlichen Blickwinkel einzunehmen versucht. Die Einordnung der Quellenbefunde in theoretische Überlegungen zu Institutionalisierungsprozessen ist dabei im Wesentlichen gelungen, Renger-Berkas Studie ist mithin sowohl theoriegeleitet – ohne dabei allzu abstrakt zu werden – als auch auf eine große Quellenbasis gestützt.

Als Untersuchungsgegenstand dient der Autorin das 1844 gegründete Dresdner Diakonissenhaus. Dieses hat bisher wenig Beachtung von Seiten der historischen Diakonieforschung gefunden, deren Fokus – was freilich auch der Quellenüberlieferung geschuldet ist – meist auf der 1836 gegründeten ersten Diakonissenanstalt in Kaiserswerth liegt. Zweifelsohne war Kaiserswerth im 19. Jahrhundert das bedeutendste deutsche Diakonissenhaus, dies kam auch in der 1861 erfolgten Gründung der Kaiserswerther Generalkonferenz zum Ausdruck, in der ein großer Teil der europäischen Diakonissenhäuser in einen losen Verband unter Kaiserswerther Führung eintrat. Wie Renger-Berka zeigt, orientierte sich auch das Dresdner Diakonissenhaus von Beginn an stark am Kaiserswerther Vorbild. Maßgeblich beteiligt am Aufbau der Dresdner Einrichtung waren denn auch die Diakonissen Caroline Schulze und Pauline Wuttge, die quasi als Aufbauhelferinnen aus Kaiserswerth entsandt worden waren und wesentlichen Anteil an der erfolgreichen Etablierung des Hauses hatten. Trotz dieser auch in den Folgejahren bestehenden engen Anlehnung an Kaiserswerth entwickelte sich das Diakonissenhaus in Dresden auf eine Art und Weise, die dem spezifisch sächsischen Umfeld (sozio-ökonomische Faktoren etc.) der Institution entsprach. Indem sie dies anhand vieler verschiedener Themenbereiche aufzeigt, eröffnet Renger-Berka neue Perspektiven für die historische Diakonieforschung und deutet an, dass das Kaiserswerther Modell diakonischer Frauenarbeit in sich keineswegs so geschlossen war, wie viele ältere Darstellungen dies vermuten lassen. Hervorzuheben ist ferner, dass die Autorin einerseits normative Quellen, wie die zahlreich überlieferte Eigengeschichtsschreibung, auswertet, mit der sie sich stets kritisch auseinandersetzt. Parallel werden ausgiebig Briefquellen, vor allem von den Diakonissen Schulze und Wuttge an die Kaiserswerther Hausleitung, analysiert. Durch dieses methodische Vorgehen kann Renger-Berka das normative Diakonissenleitbild, als deren „Kardinaltugenden“ „Uneigennützigkeit, Selbstverleugnung, Hingabe, Bescheidenheit und Demut“ (S. 254) galten, mit der Praxis diakonischer Arbeit konfrontieren. Aus Gender-Perspektive ist hierbei besonders interessant, dass die Schwestern in vielerlei Hinsicht sehr wohl große Handlungsspielräume zu eigenverantwortlichem Arbeiten hatten und bisweilen auch Konfliktbereitschaft (z. B. gegenüber dem ärztlichen Personal) zeigten. Andererseits ist hier bemerkenswert, dass mit dem Wachstum der Institution und der Professionalisierung und Bürokratisierung der Anstalt der Trägerverein der Einrichtung, dessen Vorstand vormals rein weiblich besetzt war, unter männliche Führung geriet.

In der knappen Einleitung (S. 11-27) fällt der sehr kurz umrissene Forschungsstand (S. 19-25) auf. Begründet wird der Verzicht auf einen „systematischen Forschungsüberblick“ mit dem Hinweis, dass „dies an anderer Stelle bereits ausführlich geschehen“ sei (S. 19). Anstatt hier jedoch zu analysieren, wie Institutionalisierungsprozesse

in der Forschung zur Geschichte der weiblichen Diakonie an anderer Stelle diskutiert worden sind, werden beispielsweise neuere Forschungen vorgestellt, die sich der Oral-History-Methode bedienen. Dies ist zweifelsohne interessant, doch wird der Bezug zu Renger-Berkas Studie, die sich dem 19. Jahrhundert widmet, nicht recht deutlich.

Im zweiten Kapitel zur „Schwesternschaft als Sensor der Institutionalisierung“ (S. 29-61) wird der Leserschaft ein – dank zahlreicher Diagramme und Tabellen sehr anschaulicher – Überblick über die Größe und Zusammensetzung der Schwesternschaft des Dresdner Diakonissenhauses geboten. Hier finden sich Erhebungen zur beruflichen Tätigkeit der Frauen vor ihrem Eintritt in die Anstalt, ihrer sozialen Herkunft und ihrem Eintrittsalter. Zudem geht Renger-Berka auch auf die familiäre Situation der Frauen bei ihrem Eintritt in die Anstalt ein, wobei sie zeigen kann, dass gut die Hälfte aller Frauen beim Eintritt in das Diakonissenhaus Halb- oder Vollwaise war (S. 53). An dieser Stelle finden sich zudem Überlegungen sowohl zu den Eintrittsmotiven der Frauen (S. 54-58) als auch zu möglichen Gründen, die zum Austritt von Probeschwestern und Diakonissen geführt haben (S. 41-44).

Das dritte Kapitel widmet sich den „vorinstitutionellen Rahmenbedingungen“ und „geistigen Wurzeln des Diakonissenhauses“ (S. 63-118). Beleuchtet werden hier die Entwicklungen im Vereinswesen des 19. Jahrhunderts, die in Sachsen vorherrschenden theologischen Strömungen zwischen 1800 und 1840 sowie die Entwicklungen in der Krankenpflege. Diese Ausführungen sind nützlich und sinnvoll, da sie helfen, die Geschichte des Dresdner Diakonissenhauses in übergreifende Zusammenhänge einzuordnen. Etwas unklar ist jedoch, weshalb nicht dieses Kapitel, sondern das zur Schwesternschaft, auf die Einleitung folgt.

Den Hauptteil der Arbeit bildet das vierte Kapitel „Phasen der Institutionalisierung – Institutionengenese“ (S. 119-401), das sich, durchaus überzeugend, an vier Phasen – Gründungsphase (1844), Stabilisierung (1844-1849), Destabilisierung (1849-1856), Restabilisierung (1856-1881) – chronologisch orientiert. Hierin finden sich neben eher deskriptiv gehaltenen Unterkapiteln, z. B. zu den Arbeitsgebieten der Dresdner Diakonissen (S. 252-273) und zu den Filialen und auswärtigen Stationen des Mutterhauses (S. 319-352), auch analytische Abschnitte, so zu den Raum- und Zeitstrukturen der Anstalt (S. 364-388) und zur Subjektformierung (S. 388-401). Erfreulicherweise wird auch im vierten Kapitel die Geschichte des Dresdner Diakonissenhauses zur „allgemeinen“ Geschichte in Bezug gesetzt, exemplarisch sei hier verwiesen auf ein Unterkapitel zum Dresdner Maiaufstand 1849 (S. 240-244).

Trotz des insgesamt sehr überzeugenden Eindrucks, den die vorliegende Studie macht, soll auch auf einige kleinere Kritikpunkte hingewiesen werden. So finden sich beispielsweise einige Redundanzen im Text, die ein sorgfältigeres Lektorat hätte beheben können. Im Personenregister (auch ein Ortsregister wäre im Übrigen wünschenswert gewesen) werden leider nur Personen geführt, die im Fließtext und nicht in den Anmerkungen genannt werden. Auch die Bibliografie ist etwas knapp geraten und verzichtet auf eine ausführlichere Auflistung einzelner benutzter Akten (stattdessen werden nur grob die Bestände angegeben). Bisweilen sind in den Anmerkungen genannte Titel nicht in der Bibliografie zu finden. So ist z. B. nicht ersichtlich, was sich hinter dem Verweis „Der Dampfwagen. 1847“ verbirgt (Anm. 180, S. 220). Mit Blick auf den Inhalt sei bemerkt, dass sich Renger-Berka u. a. im Kapitel zum Vereinswesen (S. 63-82) bisweilen auf recht alte Forschungsarbeiten stützt (nicht genutzt wurde z. B. K. NATHAUS, *Organisierte Geselligkeit*, Göttingen 2012). Auch in ihrem Kapitel zum Einsatz der Diakonissen im Krieg (S. 356-364) fehlt der Hinweis auf die aktuellste einschlägige Publikation (A. BÜTTNER, *Konfessionelle Kriegskrankenpflege im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 2013) zu diesem Thema (wobei dies aufgrund der eng beieinander liegenden Erscheinungsdaten nicht das Verschulden der Autorin sein muss). Insgesamt

wäre sicherlich auch eine noch umfassendere Kontextualisierung der Untersuchungsergebnisse möglich gewesen. So hätte die Autorin neben den zahlreichen Vergleichen zu Kaiserswerth noch stärker andere Diakonissenhäuser, wie z. B. Flensburg, in ihre vergleichenden Betrachtungen einbeziehen können (z. B. J. OEHLER, „Weltferne Klosterfrauen?“, in: Demokratische Geschichte 21 [2010], S. 11–67). Zu diesem Zweck hätte gern auch auf die sicherlich mühsame Rekonstruktion des einen oder anderen Details zur Geschichte der Dresdner Einrichtung verzichtet werden können.

Oldenburg

Michael Czolkoß

**Die Frau im Judentum – Jüdische Frauen in der Medizin**, hrsg. von CARIS-PETRA HEIDEL (Medizin und Judentum, Bd. 12), Mabuse Verlag, Frankfurt a. M. 2014. – 299 S. mit Abb., brosch. (ISBN: 978-3-86321-221-6, Preis: 39,90 €).

Das Verhältnis von Medizin und Judentum sowie die Rolle jüdischer Mediziner bilden, das zeigen etwa die Arbeiten von Eberhard Wolff (E. WOLFF, *Medizin und Ärzte im deutschen Judentum der Reformära*, Göttingen/Bristol 2014) und John M. Efron (J. M. EFRON, *Medicine and the German Jews*, New Haven 2001), ein aktives Feld der Historiografie. Auch die seit 1994 von dem inzwischen verstorbenen Dermatologen Albrecht Scholz und der Medizinhistorikerin Caris-Petra Heidel herausgegebene Dresdner Reihe *Medizin und Judentum*, die die Beiträge medizinhistorischer Kolloquien präsentiert, hat sich dem Themenkomplex in bisher elf Bänden aus unterschiedlicher Perspektive genähert. Der nunmehr erschienene zwölfte Band bietet in 20 Beiträgen die Ergebnisse des 2013 abgehaltenen Kolloquiums, das sich der Rolle jüdischer Frauen in der Medizin im weitesten Sinne zuwendet. Es geht also nicht, wie sich angesichts eines Teil des Buchtitels vermuten ließe, um die „Frau im Judentum“, sondern den bislang nur wenig erforschten „eminente[n] Beitrag“ von Jüdinnen „in der medizinischen Wissenschaft und wissenschaftlichen Medizin, für die Gesundheitsversorgung und Krankenpflege“ (S. 9), so Heidel in ihrem knappen, einige Forschungsdesiderate anreißenden Vorwort. Die hier publizierten Beiträge bildeten dabei ein breites thematisches wie disziplinäres Spektrum ab und stünden am Anfang der fächer- und länderübergreifenden Forschungsarbeit in diesem Themenfeld (S. 11).

Tatsächlich bietet der Band höchst unterschiedliche Einzelbeiträge, die in der Mehrzahl in die Biografien jüdischer Frauen in Medizin, Psychiatrie, Pharmazie, Pflege und Wohlfahrtswesen einführen. Den Schwerpunkt bilden dabei die ersten beiden Drittel des 20. Jahrhunderts, wobei der Eintritt von Frauen in medizinische Praxis und Berufe vor allem im deutschen Raum, in Palästina wie dem östlichen Europa thematisiert werden. Viele der Texte gehen dabei zwangsläufig auch auf die Zeit des Nationalsozialismus als einschneidendes Lebensereignis ein; der Beitrag von SUSANNE DOETZ und CHRISTOPH KOPKE etwa ist der Entlassung und Verfolgung Berliner jüdischer Ärztinnen nach 1933 gewidmet. Die besondere Rolle jüdischer Wissenschaftlerinnen im Feld der Psychoanalyse untersuchen ebenfalls mehrere der hier versammelten Aufsätze, so etwa THOMAS MÜLLERS und LUDGER M. HERMANNs Ausführungen zu der Berliner Ärztin Margarete M. Brandt (1892–1977).

Drei der hier versammelten Beiträge weisen einen expliziten Sachsen-Bezug auf: INGRID KÄSTNER stellt mit Therese Benedek (1892–1977) die erste Psychoanalytikerin Leipzigs vor. Benedek eröffnete 1921 eine private Praxis für Psychoanalyse in der Messestadt, ehe sie sich 1936 gezwungen sah, in die Vereinigten Staaten zu emigrieren, wo sie als Pionierin der psychosomatischen Medizin wirkte. JÜRGEN NITSCHKE wendet sich in seinem Beitrag der Chemnitzer Stadtschulärztin Frieda Freise (1886–1938)